

[Diakonie aktuell]

Nachrichten aus dem Diakonischen Werk Pfalz | 20. März 2016

» Von der Kirche für uns zur Kirche für andere

Wie aus einem Gemeindezentrum ein Nachbarschaftszentrum für den Stadtteil wird

Inhalt

Gemeindezentrum wird Nachbarschaftszentrum

Paradigmenwechsel in Kirche und Diakonie

Gemeinwesendiakonie im Stadtteil

Pioniere der Gemeindegemeinschaft

In der Kirchengemeinde Oggersheim-West ist viel in Bewegung. „Wir wollen zu einem multikulturellen und generationenübergreifenden Nachbarschaftszentrum für den ganzen Stadtteil werden“, sagt Pfarrerin Reinhild Burgdörfer. Im Auftrag des Diakonischen Werks Pfalz wird das Projekt wissenschaftlich begleitet und unterstützt. „Wir möchten hier beispielhaft die Möglichkeiten gemeinwesendiakonischer Arbeit ausloten“, sagt die zuständige Leiterin der Abteilung Soziales und Freiwilligendienste im Diakonischen Werk Pfalz, Brigitte Thalmann. Schon jetzt kommen Jung und Alt, Christen und Nichtchristen, Ludwigshafener und Menschen mit Migrationshintergrund im Gemeindezentrum zusammen. Kein Wunder, denn auf dem Gelände befindet sich der Comeniuskindergarten und in unmittelbarer Nähe eine Real- und eine Gesamtschule, integrative Einrichtungen des Kinderzentrums und der Lebenshilfe. Seit 2007 wird das Gemeindezentrum auch vom Büro Soziale Stadt und seit 2013 von dem deutsch-türkischen Freundschaftsverein „El Ele – Hand in Hand“ genutzt, der das Café Akzeptanz betreibt. Über mangelnde Belegung und Nachfrage kann Burgdörfer sich nicht beschweren, im Gegenteil: „Wir kommen räumlich an die Ka-

pazitätsgrenzen. Wir könnten die Räume rund um die Uhr und sogar doppelt belegen.“ Doch für Burgdörfer geht das noch nicht weit genug: „Wir wollen eine Kirche für alle sein und uns für die Fragen des Stadtteils öffnen, über Kultur- und Religionsgrenzen hinweg.“ In Zukunft würde Burgdörfer in Zusammenarbeit mit dem Quar-

Menschen oder Menschen im Rollstuhl besser das Haus nutzen können. Kein Wunder, dass die Pfarrerin und ihre zwei Kollegen Ekici und Seid so langsam an die Kapazitätsgrenzen kommen. „Wir bräuchten einen Hausmeister, der sich um die wechselnde Bestuhlung der zwei Säle kümmert, die Schlüssel übergibt und interessierte Mieter durch



Vielfältige Aktionen wie hier ein vietnamesisches Essen für Flüchtlinge und ihre Unterstützerinnen bringen die Menschen zusammen. (Foto: Blüthner)

tiersmanager und dem Verein „El Ele – Hand in Hand“ die Angebote gerne ausweiten. Angefangen von einer Schuldner- oder Erziehungsberatung über eine Sprechstunde des Beauftragten für Mobilität – Ideen haben Burgdörfer und ihre zwei Kollegen Levent Ekici vom Verein „El Ele“ und der Quartiersmanager Reimar Seid viele. Doch mit Ideen allein ist es nicht getan. „Das Problem ist, dass die Mieteinnahmen nur den Unterhalt, aber nicht die notwendigen Investitionen decken. Eine neue Toilettenanlage im oberen Stockwerk und eine Rampe nach unten ins Büro Soziale Stadt und ins Café Akzeptanz sind für Burgdörfer die dringendsten Anliegen, damit auch gehbehinderte

die Räumlichkeiten führt. Das wäre schon eine große Entlastung“, sagt Burgdörfer und fügt hinzu: „Im Moment klafft einfach eine zu große Lücke zwischen unseren Ideen und unserer finanziellen und personellen Ausstattung.“ Dennoch hat sie Hoffnung, dass sich bis Ende des Jahres eine Lösung findet. Eine Machbarkeitsstudie, die prüfen soll, ob das Haus wirtschaftlich betrieben werden kann und welche Bündnispartner man mit ins Boot holen könnte, ist im Integrierten Entwicklungskonzept, das noch den städtischen Gremien vorgestellt werden muss, vorgesehen. Für Burgdörfer steht daher fest: „Wir haben uns auf den Weg gemacht, aber wir sind noch nicht am Ziel.“ *Lydia Prexl*

» Editorial

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,



unsere Landeskirche hat sich dazu bekannt, diakonische Kirche in der Mitte der Gesellschaft zu sein. Sie hat das Thema Gemeinwesendiakonie in den Blick genommen und sowohl Kirchengemeinden als auch diakonische Einrichtungen ermutigt, soziale Verantwortung vor Ort zu übernehmen und die Solidarität im Gemeinwesen zu stärken. Auf den Seiten 1 und 4 können Sie lesen, wie das in der Praxis funktioniert. Eine theologische Einordnung finden Sie auf Seite 2 und mehr zum Thema aus wissenschaftlicher Sicht lesen Sie im Interview auf Seite 3. Unsere Ziele sind hochgesteckt: Es geht darum, positive Lebensbedingungen für alle Menschen und gesellschaftliche Teilhabe zu verwirklichen, Armut und Ausgrenzung zu überwinden und frühzeitig Unterstützung und Hilfe im Sinne von Selbstbestimmung, Prävention und Hilfe zur Selbsthilfe anzubieten. Sozialraumorientierung ist hierbei ein geeigneter Weg, eine inklusive, teilhabeorientierte und solidarische Gesellschaft zu befördern. Kirche und Diakonie können einen wesentlichen Beitrag zur Belebung und Gestaltung von Nachbarschaft, Stadtteilen, Gemeinden und Dörfern leisten. Denn Kirchengemeinden sowie diakonische Einrichtungen und Dienste sind dort, wo Menschen leben: in der Nachbarschaft – und damit immer „in der Nächsten Nähe“.

Ihr

Albrecht Bähr
Landespfarrer für Diakonie

» Ein Paradigmenwechsel in Kirche und Diakonie

Gemeinwesendiakonie bedeutet vertiefte Zusammenarbeit unterschiedlicher Gruppen

Vor über 50 Jahren hat der Theologe Ernst Lange zusammen mit Alfred Butenuth in Spandau die Ladenkirche gegründet. Schon damals hat Lange vom Wohnquartier als Ensemble der Opfer gesprochen – hier, meinte er, fänden sich Familien mit kleinen Kindern, Alte, chronisch Kranke und Menschen mit Behinderung, die der neuen

deformiert, hier vereinsamen alte Menschen, grüne Witwen und enttäuschte Adoleszenten. Warum um Himmels willen denkt die Kirche so gering von diesem Wirkraum?“ Heute geht es für Kirchen ebenfalls darum, die Türen zu öffnen und Räume anzubieten, gemeinsame Erfahrungen zu gestalten und Ankerpunkte zu bieten für Hilfe und

und den Angehörigen anderer Bevölkerungsschichten zusammenzuleben. Weg von der gut argumentiert mildtätigen Hinwendung zu den Bedürftigen hin zu geteilter Lebenszeit, gegenseitiger Wahrnehmung und Empathie.

„Konvivenz“ ist der Begriff, den der Missionswissenschaftler Theo Sundermeier aus der „Pädagogik der Unterdrückten“ von Paolo Freire übernimmt. Sundermeier hat mit diesem Begriff in den 1970er und 1980er Jahren nachbarschaftliche Hilfsstrukturen in den Vorstadtquartieren von Mexico-City beschrieben und theologisch gedeutet. Angeregt durch die Philosophie Emmanuel Lévinas, war es ihm wichtig, den Fremden in der Begegnung fremd sein und bleiben zu lassen. Gerade dadurch wird ihm das Zusammenleben mit Fremden zum Ermöglichungsgrund des Lebens des Einzelnen. Deshalb schreibt Sundermeier fortan – mit Lévinas – den „Anderen“ nur noch groß.

Die Haltung der Konvivenz beinhaltet die Bereitschaft der Helfenden, sich als Lernende zu verstehen. Ich halte die Etablierung der Sozialraumorientierung für einen Paradigmenwechsel in Kirche und Diakonie. Verbunden mit dem Perspektivwechsel, nun „mit den Anderen“ agieren zu wollen, können Brücken zur nachbarschaftlichen Begegnung und gegenseitiger Hilfe entstehen, die ungeahnte Möglichkeiten kirchlich-diakonischen Engagements eröffnen. Wie jede Veränderung, so braucht auch diese ein wenig Mut. Um der Menschen willen sollten wir uns auf den Weg machen. Schließlich sind Kirche und Diakonie kein Selbstzweck, sondern sollen Nächstenliebe in der Mitte der Gesellschaft leben.

Sabine Jung



Ladenkirche in Berlin: Türen öffnen und Räume anbieten. (Foto: epd)

Mobilität nicht gewachsen sind. Sie brauchen ein Wohnumfeld, in dem sie sich zu Hause fühlen und ohne Schwellen bewegen können. Ihnen Beteiligung zu ermöglichen und Zugänge zu eröffnen, war für Ernst Lange Ziel aller Arbeit im Gemeinwesen. „Es ist der Beruf der Kirche, Menschen zu einem volleren Menschsein zu helfen, zu einem Leben im Licht ihrer Bestimmung zur Freiheit der Kinder Gottes“, schreibt er. Hier kommt das Gemeinwesen in den Blick: „Hier wird konsumiert, auch öffentliche Meinung konsumiert, hier wird also gebildet und getragen, hier ist der Ort gegenseitiger Befreiung oder gegenseitiger Zerstörung in den Geschlechterbeziehungen, hier werden kleine Kinder erzogen oder

für Engagement mit dem Ziel, positive Lebensbedingungen für alle Menschen sowie gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. Heute sprechen wir von Gemeinwesendiakonie und meinen damit die vertiefte Zusammenarbeit von diakonischen Einrichtungen und Diensten, Kirchengemeinden und anderen zivilgesellschaftlich relevanten Gruppen. Mit diesem neuen Nachdenken über kirchliche Gemeinwesenorientierung geht ein theologischer Paradigmenwechsel einher. Der Akzent kirchlichen Handelns verschiebt sich vom Bonhoeffer'schen „Kirche für andere“ zu sein hin zur „Kirche mit anderen“, zu einem Imperativ, mit dem fremden, andersgläubigen, säkularen Menschen

» Gemeinwesendiakonie heißt, den Stadtteil in den Blick zu nehmen

Wissenschaftliche Unterstützung im Auftrag der Diakonie Pfalz – Interview mit Bernhard Hauptert und Ingo Schenk

Der Begriff der Gemeinwesendiakonie ist noch relativ jung. Was ist damit gemeint?

Hauptert: Gemeinwesendiakonie meint gemeinsames Handeln von verfasster Kirche und organisierter Diakonie im unmittelbaren Lebensumfeld der Menschen, bei dem kirchliche und diakonische Einrichtungen im Stadtteil mit weiteren Akteuren des Sozialen kooperieren.

Ist das nicht nur ein neuer Name für ein altes Konzept?

Hauptert: Das Konzept ist nicht neu; den diakonischen Gedanken, den Dienst am und mit dem Menschen, gibt es schon spätestens seit dem 18. Jahrhundert.

Schenk: Der entscheidende Unterschied ist, dass sich der diakonische Gedanke in der Vergangenheit meist auf eine 1:1-Situation bezog und oft in einer Bewertung geäußert hat. Einem Ratsuchenden stand ein Berater gegenüber. Jetzt denken wir räumlich: Ein Gemeinwesenarbeiter nimmt den ganzen Stadtteil in den Blick.

Hauptert: Es geht um die Möglichkeit, den sozialen Raum zu gestalten. Die diakonischen Einrichtungen und das diakonische Personal entwickeln mit allen Akteuren des Stadtteils ein Stadtteilkonzept. Es geht dann um die Frage, wie wir die Strukturen so verbessern können, dass bestimmte Dinge erst gar nicht entstehen können.

Können Sie das an einem Beispiel erläutern?

Hauptert: Nehmen wir das Beispiel Einsamkeit im Alter. Wir wollen uns nicht nur um Menschen kümmern, die einsam geworden sind. Wir wollen das soziale Gefüge derart gestalten, dass es gar nicht so weit kommt, dass Menschen im Alter einsam sind.

Ist das nicht Aufgabe der Politik und der Kommunen?

Schenk: Natürlich könnten auch andere Akteure diese Ziele erreichen. Aber die Praxis zeigt, dass es eben nicht von selbst geschieht. Wir beobachten einen Rückgang des Sozialen. Es gibt zum Beispiel immer weniger nicht kommerzielle Versammlungsorte für Begegnungen.



Bernhard Hauptert. (Foto: pv)

Hauptert: Zudem wird immer weniger in die städtische Vor-Ort-Infrastruktur investiert. Oft mangelt es an Geld und Personal, um die Räume vielseitig für unterschiedliche Gruppen nutzbar zu machen. Das hängt natürlich auch mit den knappen Kassen der Kommunen zusammen. Aber nicht allein damit. Es mangelt an innovativen und kreativen Konzepten, welche die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts aufnehmen und die Zukunft aktiv gestalten, statt nur auf die Veränderungen zu reagieren.

Was heißt es, die Öffnung der Diakonie und Kirche zum Gemeinwesen hin wissenschaftlich zu unterstützen?

Hauptert: Unsere Aufgabe ist es, zwei Projekte in Pirmasens-Stadtmitte und Ludwigshafen-Oggersheim zu begleiten. Außerdem füh-

ren wir Schulungen für die Fachreferenten durch und beraten die Geschäftsführung.

Wie muss man sich als Laie diese wissenschaftliche Begleitung konkret vorstellen?

Schenk: Nun, als Erstes führen wir eine sozialwissenschaftliche Analyse des sogenannten „Sozialen Raums“ durch. Was ist das Thema in Oggersheim-West? Dazu machen wir als Erstes einen explorativen Spaziergang durch das Viertel. Wir versuchen, die sozialen Zusammenhänge zu verstehen.

Hauptert: Wir führen Interviews durch, sprechen mit den Menschen, hören zu und lassen die Bewohner zu Wort kommen. Wir lassen den Stadtteil auf uns einwirken. Dann erst erarbeiten wir ein Konzept vor Ort; in der Regel mit Betroffenen.

Schenk: Ich verstehe mich dabei als Moderator, der die Menschen dazu motiviert, über alles zu reden, was sie beschäftigt. Die Menschen können sich kreativ einbringen, aber sie müssen selbst nichts umsetzen. Das macht es vielen Menschen leichter, ihre Wünsche und Bedenken zu äußern.

Hauptert: Unser Vorteil ist, dass wir von außen kommen. Wir sind neutral und können den sozialen Raum lesen und verstehen. Häufig wird versucht, den Stadtteil durch Statistiken greifbar zu machen. Aber Statistiken sagen nichts über das Wesen des Stadtteils aus.

Gab es in der Vergangenheit Stolpersteine, denen Sie in Ihrer Arbeit begegnet sind?

Hauptert: Schwierigkeiten tauchen dann auf, wenn die Projekte so viel Dynamik entfalten, dass man mehr Geld und vor allem Personal bräuchte.

Wo sehen Sie Chancen von Gemeinwesendiakonie?

Schenk: Uns geht es nicht darum, die alten Strukturen weiterhin zu bedienen, sondern die Strukturen umzudenken oder neu zu denken. Das ist genau dann der Fall, wenn die Kirche zu den Menschen kommt und sich auf den Alltag dieser Menschen und ihre Sorgen einlässt. Die Kirche kann nicht erwar-



Ingo Schenk. (Foto: pv)

ten, dass die Menschen zu ihr kommen. Dann liegt aus unserer Sicht die Chance darin, dass das Gemeinwesen sein „Gesicht wandelt“. Aus vielen Einzelinteressen kann dann ein großes gemeinsames Interesse werden.

Die Fragen stellte Lydia Prexl

Zur Person

Bernhard Hauptert ist Professor für Soziologie, Methoden der empirischen Sozialforschung und Theorien sozialer Arbeit an der Katholischen Hochschule Mainz. **Ingo Schenk** ist Diplom-Sozialarbeiter und auf die Bereiche pädagogische Sozialarbeit mit Kindern und Jugendlichen, Migrationsarbeit und pädagogische Supervision spezialisiert.

» Pioniere der Gemeindegearbeit

Kindertagesstätte setzt auf Kontakt zur Nachbarschaft

„Kindertagesstätten sind ein Fenster in den Sozialraum und damit eine Chance für die Kirche“, sagt Nadja Kocher, Leiterin der Kindertagesstätte Betzenberg in Kaiserslautern. Schon seit 1994 setzen viele evangelische Kindertagesstätten das Konzept „Kindergarten als Nachbarschaftszentrum in der Gemeinde“ um. Die Kindertagesstätte Betzenberg ist eine davon. Hier werden in vier Gruppen derzeit 91 Kinder im Alter von zwei Jahren bis zum Schuleintritt betreut.

grund, Jung und Alt, finanziell gut und weniger gut gestellte Familien. Für Kocher liegen die Gründe der hohen Nachfrage auf der Hand, denn die Erzieherinnen machen nicht nur auf die Angebote aufmerksam, sondern kommen zum Erstgespräch auf Wunsch der Betroffenen auch mit.

Neben Beratungen bietet die Kindertagesstätte aber noch mehr, um die allgemeine Öffentlichkeit einzubeziehen. Dazu gehört seit 1999 ein Hobbykünstlermarkt im Früh-



Beratung in der Kindertagesstätte Betzenberg. (Foto: pv)

Doch die Kindertagesstätte Betzenberg kümmert sich nicht nur um die Kleinen, sondern auch um die Großen: Schon seit über 20 Jahren arbeitet sie mit anderen Akteuren aus dem Stadtteil zusammen, etwa mit der evangelischen Familienbildung, der Erziehungsberatungsstelle, der Sozialberatungsstelle des Diakonischen Werks oder dem evangelischen Gemeindedienst.

Nadja Kocher erinnert sich: „Wir stehen über die Kinder in einem engen Kontakt mit den Eltern. Dadurch haben wir frühzeitig von Sorgen oder Ängsten in den Familien erfahren und nach Hilfsangeboten gesucht.“ Entstanden ist ein breites Beratungsangebot von der Erziehungsberatung über die Lebensberatung bis hin zur Logopädie. Die Nachfrage ist groß. Das Wohngebiet Betzenberg ist durchmischte, hier leben Menschen mit und ohne Migrationshinter-

grund und im Herbst, der sich mittlerweile sogar in der Region etabliert hat. 30 Aussteller und über 200 Besucher kommen regelmäßig. „Die Idee war, etwas anderes anzubieten als ein Standardsommerfest und bei dem sich viele Menschen aktiv einbringen können“, sagt Kocher. Auch die Kinder machen mit und haben in der Vergangenheit zum Beispiel selbst geerntetes oder gespendetes Obst und Gemüse an einem selbst gestalteten Stand verkauft. „Da ging auch mal ein Apfel für zwei Euro weg“, lacht Kocher.

Und damit nicht genug: Es gibt Elternangebote wie Elternfrühstück, eine Gruppe für Aussiedlerinnen und eine Gruppe für Alleinerziehende, einen Flohmarkt und eine Tauschbörse. Seit vielen Jahren engagieren sich außerdem Mitglieder aus der Gemeinde, die ehrenamtlich zu einer Vorlesestunde in den Kindergarten kommen oder

die Kinder am Waldtag mit ihrem Hund begleiten.

„Es gibt viele Kindertagesstätten, die sich mittlerweile als Plattform verstehen und nach außen öffnen, aber diese Bandbreite ist selten“, sagt Kocher. „Es ist ein Aufwand, hinter dem eine Kindertagesstätte und eine Gemeinde stehen muss.“ Denn die Steuerung der vielen Einzelprojekte braucht Zeit, Geld, Räume und Personal.

Am Anfang mussten sich alle Beteiligten aus Diakonie, verfasster Kirche sowie die außerkirchlichen Partner erst einmal kennenlernen. Danach wurde der Bedarf analysiert, ermittelt, was fehlt, und dann erst geplant, welche Angebote umgesetzt werden sollen.

„Inzwischen gibt es ein gut funktionierendes Netzwerk mit vielen unterschiedlichen Angeboten, die sich den aktuellen Bedürfnissen und Gegebenheiten von Eltern und der Gemeinde anpassen“, sagt die Kindertagesstätten-Leiterin. Auch die Referentin und Fachberaterin für Kindertagesstätten, Daniela Brauer-Schwarzer, ist von dem Konzept auf dem Betzenberg überzeugt: „Hier ist gelungen, was wir uns aus Sicht der Fachberatung für viele Kindertagesstätten wünschen: niedrighschwellige Angebote für Eltern in der Kindertagesstätte zu schaffen, eine gute Vernetzung im Sozialraum mit Nutzung der dortigen Ressourcen zu etablieren und die Weiterentwicklung der Kindertagesstätte zur Kindertagesstätte für Familien zu erreichen.“
Lydia Prexl

Herausgeber	Diakonisches Werk Pfalz
Redaktion	Eva Stern
Postanschrift	Karmeliterstraße 20, 67346 Speyer Tel. 06232/664-124, Fax 06232/664-130
Herstellung	Verlagshaus Speyer GmbH
Spendenkonto	Evangelische Bank eG, IBAN: DE50 5206 0410 0000 0025 00, BIC: GENODEF1EK1